

tun konnten. Sie wußten nicht recht, wieweit sie ein Recht auf weißes Fleisch, zum Beispiel Hühnchen, hatten. Wer hat den letzten Stich gemacht? Sogar der reizbare alte Doktor Leftwich, der kühnste von allen, ein Richter a. D., der eines von den 50-Dollar-Zimmern bewohnte, sagte höchstens mit rauher Stimme, daß sie zum Kuckuck noch einmal für weißes Fleisch bezahlten und weißes Fleisch bekommen müßten, und bewegte die Kinnbacken und stapfte zornig auf und ab, indessen die andern ihn leise zu beschwichtigen suchten und ängstlich über die Schulter blickten, ob Frau Nettleton nicht in Hörweite sei.

Sie war nicht die Frau, der man mit so etwas kommen konnte; hatte sie ihnen doch zu verstehen gegeben, daß sie eine verarmte Dame aus sehr gutem Hause sei. Der Verlust ihres Gatten hatte sie gezwungen, an Sommergäste zu vermieten. Ihren zahlenden Gästen gegenüber war Frau Nettleton immer äußerst vornehm und liebenswürdig, gestattete ihnen aber keinerlei Anspielung auf die Wohltat, die sie ihnen erwies, indem sie sie von 18 Dollar wöchentlich ab in ihr Haus nahm. Wenn Frau Nettleton sprach, kniff sie den großen Mund zusammen und schickte häufig ihren Bemerkungen ein weichtönendes „Oooh“ voraus. Sie benützte zwar kein Lorgnon, doch hatte sie eine Art, die Brauen hochzuziehen und den Hals zu recken, die in den Gästen die Empfindung erweckte, als würden sie durch ein Lorgnon betrachtet. Sie hätten ebenso wenig gewagt, sich bei Frau Nettleton darüber zu beklagen, daß sie so wenig weißes Fleisch zu essen kriegten, wie ihr zu raten, sie möge sich ihre spärlichen farblosen Backenbart-Härchen abrasieren. Frau Nettleton war keine Frau, der gegenüber man geradeheraus reden konnte. Dennoch herrschte unter den Gästen Unzufriedenheit, wengleich nur eine latente.

So schaukelten sie und redeten, und es gab für sie nur ein einziges Gesprächsthema. Die Eintönigkeit der langen strahlenden Sommertage wurde

bloß durch die Ankunft der Post, seltener durch die Ankunft eines neuen Gastes aus der Stadt unterbrochen, einer ledigen Schullehrerin oder einer zur Erholung fortgeschickten Schwiegermutter. Diese wurden dann in ein bis zwei Tagen durch vorsichtige Bemerkungen eingeweiht, und man kam nicht aus seiner Gewohnheit.

Frau Nettleton war auf die „New York Times“ und auf die „Constitution“ abonniert und pflegte sich mit diesen Zeitungen gleich nach dem Mittagessen in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. Kam die Teestunde, so erschien sie mit den zerknitterten Zeitungen auf der breiten Veranda, schwenkte ihre Brille hin und her und hatte ihren Kommentar zu allen Tagesereignissen parat.

Diese Art der Verarbeitung aller Tagesneuigkeiten war ein Akt, den Frau Nettleton täglich mit größter Gewissenhaftigkeit zelebrierte, und sie gab ihren Ansichten einen unzweideutigen und höchst entschiedenen Ausdruck.

„Oooh“, pflegte Frau Nettleton zu sagen, während sie die Brille und den unordentlichen Stoß Zeitungen niederlegte und sich anschickte, den Tee einzugießen, „ich habe in der ‚Constitution‘ gelesen, daß am vergangenen Samstag in Mississippi wieder einmal einem Neger Recht geschehen ist. Zitrone, Fräulein Chambas? Na, mich würde es nicht kränken, wenn die schwarzen Gauner samt und sonders ausgerottet würden. Sie nehmen keinen Zucker, nicht wahr, Dr. Leftwich?“

Frau Nettleton war von einer großen Verbitterung gegen die gesamte schwarze Rasse erfüllt und liebte es, bei diesen gemütlichen kleinen Nachmittagssitzungen diese Frage aufs Tapet zu bringen. Oft erzählte sie mit einem schrillen, kleinen Lachen von einer Unterhaltung, die sie einmal in New York gehabt hatte: ... und da sagte er zu mir: ‚Wie stehen Sie zur Negerfrage, Frau Nettleton?‘ Und da lache ich und sage, mein lieber Herr, sage ich, ich weiß gar nicht, daß es überhaupt eine Negerfrage gibt, ich stamme aus einer ersten Familie in